



Henning Schulze: „... Glücklichein für jeden“. Überlegungen zum Ideenhaushalt der sozialistischen Stadt.

In: Marcus Böick, Anja Hertel, Franziska Kuschel (Hg.): Aus einem Land vor unserer Zeit. Eine Lesereise durch die DDR-Geschichte. Berlin: Metropol 2012, S. 57 – 66.

Henning Schulze

„... Glücklichein für jeden“

Überlegungen zum Ideenhaushalt der sozialistischen Stadt

Im Frühjahr 1964 wurde am westlichen Saaleufer in Sichtweite der Stadt Halle der Grundstein für das ambitionierteste Städtebauprojekt der DDR gelegt – die sozialistische „Stadt der Chemiewerker“ Halle-Neustadt. Deren Erbauer konnten bereits Erfahrungen vorweisen: Seit Ende der Fünfzigerjahre waren „Stalinstadt“, das spätere Eisenhüttenstadt, Hoyerswerda und Schwedt als erste Projekte des sozialistischen Städtebaus entstanden. „Sozialistische Wohnsiedlungen“ wie Berlin-Marzahn, Rostock-Lichtenhagen und Jena-Lobeda baute die DDR ab den Sechzigern in nahezu jeder Stadt. Ihr hervorstechendstes gemeinsames Kennzeichen war, dass sie nahezu vollständig aus industriell vorgefertigten Platten errichtet wurden. In den Sechzigerjahren war diese Bauweise noch nicht unter das Verdikt gefallen, eine bloße „Unterproduktion an Raumbedingungen menschlichen Seins“ zu sein, wie der Philosoph Lothar Kühne über die DDR-Baukultur der späteren Jahre urteilte. So konnte der zuständige SED-Bezirkssekretär Horst Sindermann zur Grundsteinlegung Halle-Neustadts verkünden: „Es sollen solche Lebensbedingungen geschaffen werden, [...] die den Menschen Zeit und Muße für ihre kulturelle Bildung, für eine sinnvoll genutzte Freizeit bieten – eine Stadt also, in der zu leben für jeden Glücklichein heißt.“¹

Die „Chemiewerkerstadt“, zunächst geplant für 70 000 Menschen, hatte erklärtermaßen Modellcharakter für das, was in der DDR unter „sozialistischem Städtebau“ verstanden wurde. Vieles spricht dafür, dass hier eine

1 Zit. nach: Manfred Müller/Frieder Schlör/Rolf Bachmann, Halle-Neustadt. Vom Werden unserer Stadt, Halle/S. 1968, S. 5.

„DDR im Kleinen“ errichtet werden sollte: ein Prototyp für die neuen, besseren Lebens- und Produktionsverhältnisse und einer mustergültig sozialistischen Einwohnerinnen- und Einwohnerschaft. Für DDR-Verhältnisse einmalig fiel auch das städtebauliche Gesamtszenario aus. Halle-Neustadt entstand ab 1967 als eigenständige Kommune in Sichtweite der Hallenser Altstadt; die städtebauliche Modernität der DDR war hier dem überkommenen Alten nicht bloß metaphorisch, sondern geradezu inszeniert gegenübergestellt. Anhand des Projekts der „Chemiearbeiterstadt“ lassen sich modellhaft alle wesentlichen ideellen Elemente des sozialistischen Städtebaus veranschaulichen: soziales Gleichheits- und kleinbürgerliches Glücksversprechen, Bildungsoptimismus, Arbeitsethos und technokratischer Planungsfetisch.

Geplantes Glück

Die SED legte auf ihrem V. Parteitag 1958 die politischen und ökonomischen Grundlagen für einen staatlichen Bauboom, der allein zwischen 1961 und 1971 eine halbe Million neuer Wohnungen entstehen ließ. Die Führung der DDR hatte die „Lösung der Wohnungsfrage“ zu einem zentralen Anliegen der „ökonomischen Hauptaufgabe“ deklariert. Mit ihrer Wirtschafts- und Sozialpolitik der folgenden Jahre wollte sie das Lebens- und Konsumniveau der Bevölkerung steigern, was nicht zuletzt eine sozialpolitische Reaktion auf die massive Abwanderung in die Bundesrepublik war. Während die „Wohnungsfrage“ bis zuletzt eines der ungelösten Probleme der DDR blieb, bedeuteten die staatlichen Wohnungsbauprogramme für die Menschen im „Arbeiter- und Bauernstaat“ zunächst eine konkrete Verbesserung der Lebensverhältnisse. Die Neubauwohnungen verfügten zu einem moderaten Preis über fließend warmes Wasser, Zentralheizung, lichtdurchflutete, wengleich enge Räume und der umgebende „Wohnkomplex“ über eine für damalige Verhältnisse gut ausgebaute Infrastruktur, die vom Kindergarten bis zum Reinigungsservice reichte.

Anfang der Neunzigerjahre bestand in Ostdeutschland ein Drittel des Wohnraums aus Plattenbauten, davon 20 Prozent in sogenannten Großwohnsiedlungen. Der mit der neuen Wohnweise verbundene materielle



Das Zentrum der „Chemiearbeiterstadt“ 1982, im Hintergrund ist die Altstadt von Halle zu erkennen. *Bundesarchiv, Bild 183-1982-0430-008, Fotograf: Thomas Lehmann.*

Wohlstandsschub hatte sich so für einen nicht unerheblichen Teil der Bevölkerung realisiert. Einerseits blieb der Plattenbau mit seinen Annehmlichkeiten bis zuletzt ein Objekt kollektiven Begehrens. Andererseits entwickelten die Bewohnerinnen und Bewohner für ihre uniformen Behausungen zumeist schnell eine leidenschaftliche Abneigung und belegten sie mit Begriffen wie „Wohnsilos“ oder „Arbeiterschließfächer“. In der Tat erreichte die Industrialisierung und Normierung des DDR-Bauwesens mit Einführung der „Wohnungsbauserie 70“ in den Siebzigerjahren ihren Höhepunkt. Waren zuvor noch immerhin geringe Variationen der Bebauungsformen und Wohnungsgrundrisse möglich gewesen, entstanden nun überall in der DDR die immer gleichen „Wohneinheiten“ in immer gleichen Blocks: „Die Stadtplanung degenerierte gleichsam zur Investitionsvorbereitung für die Bauwirtschaft.“²

2 Frank Betker, „Einsicht in die Notwendigkeit“. Kommunale Stadtplanung in der DDR und nach der Wende (1945–1994), Stuttgart 2005, S. 115.

Die Architektinnen und Architekten litten unter dieser Degradierung zu bloßen Projektantinnen und Projektanten schematischer Block-Lücke-Anordnungen. Richard Paulick, Bauhaus-Schüler, Stararchitekt der DDR und selbst einer der großen Verfechter der Normierung und Typisierung im Bauwesen verfluchte die Vertreterinnen und Vertreter der politisch wie ökonomisch übermächtigen Bauwirtschaft als „Vulgärtechnologe“ und „Plattenbaumafia“. Eindrucksvoll literarisch verarbeitet findet sich jener Konflikt unter anderem in DDR-Romanen wie Brigitte Reimanns „Franziska Linkerhand“ oder Alfred Wellms „Morisco“: „Vier Blöcke quer, so lautet unser Aufruhr. Wir verbohren uns in unser absehbares Ziel und wissen doch: dies wird nie eine Stadt.“³ Im Mittelpunkt der Erzählungen steht das Ringen Einzelner gegen einen plandogmatischen Irrsinn, der, über ein rational vertretbares Maß hinaus, lebensweltliche Monotonie produzierte. Derlei konstruktive Dissidenz blieb in letzter Konsequenz jedoch ebenfalls der „Phantasmagorie perfekter Systemoptimierung“⁴ verhaftet, einem zivilreligiösen Glauben an die technologische Plan- und Steuerbarkeit sozialer Prozesse. Das „Glück des Plattenbaus“ war ein geplantes Glück. Den „sozialistischen Städtebau“ kennzeichnete ein mangelndes Bewusstsein für die Grenzen des Planbaren und die fast grenzenlose Überzeugung, Menschen durch Sachverhältnisse erziehen zu können.

Die Stadt als Erziehungsmittel

Der städtische Raum war damit erklärtermaßen nicht nur Gestaltungsobjekt, sondern Gestaltungsmittel im Sinne eines ausgreifenden pädagogischen Impetus des Staates, einer Emanzipation von oben: „Der Wohnungsbau und die mit ihm verbundene sozialistische Umgestaltung der Städte und Dörfer sind von besonderer Bedeutung, weil die veränderten Lebensbedingungen, die neuen räumlichen Beziehungen der Menschen im Sozialismus in hohem Maße zur Entwicklung des sozialistischen

3 Alfred Wellm, *Morisco*. Roman, Berlin 1988, S. 183.

4 Simone Hain, Das utopische Potenzial der Platte, in: Axel Watzke/Christian Lagé/Steffen Schuhmann (Hrsg.), *dostoprimitščatjelnosti*, Hamburg 2003, S. 79–87, hier S. 80.

Bewußtseins beitragen.⁵ Der Gedankengang folgte einer einfachen Formel: Sozialistische Städte sind notwendig, um ein sozialistisches Bewusstsein bei den Menschen herzustellen, das wiederum konstitutiv ist für die sozialistische Gesellschaft beziehungsweise „Menschengemeinschaft“. Hinter diesen Begriffsnetzen lässt sich eine Reihe von ideellen Elementen ausmachen, aus denen sich das Konzept der sozialistischen Stadt zusammensetzt.

Erstens ein biopolitisches Gestaltungsmotiv, das auf den menschlichen Körper gerichtet war und das die Ein- oder Zwei-Kind-Familie zur gesellschaftlichen Norm erklärte. Diese Norm fand sich sanktioniert über die Praxis der staatlich monopolisierten Wohnungsvergabe, die Eheleute mit Kind(ern) bevorzugte, und die des staatlichen Wohnungsbaus mit seinem deutlichen Schwerpunkt auf Zwei- beziehungsweise Dreiraumwohnungen.⁶

Zweitens Kultur und Bildung als Elemente einer „sinnvoll genutzten Freizeit“. Der kulturellen und geistigen Bildung kam in der Konzeption vom „Neuen Menschen“, in den Siebzigerjahren präzisiert zur „allseitig und harmonisch entwickelten sozialistischen Persönlichkeit“,⁷ eine besondere Rolle zu. Dabei ging es freilich nicht um eine kritische Aneignung von Wissen oder Auseinandersetzung mit Kunst. Der Staat „beschulte“ und „bekunstete“ die Bewohnerinnen und Bewohner der „sozialistischen Stadt“ planmäßig mit dem Ziel der „Entwicklung eines den wissenschaftlich-technischen Fortschritt meisternden Typ von Facharbeiter“,⁸ so die technokratische Sprachpraxis. Mit Marx, Goethe und Beethoven sollten aus Proleten Proletarier werden, nicht weniger, aber auch nicht mehr. Ein Projekt, das offenbar recht erfolgreich verlief: Eine Studie aus den Neunzigerjahren bescheinigt der Bevölkerung Halle-Neustadts ein überdurchschnittlich hohes Bildungs-

5 Deutsche Bauakademie (Hrsg.), Direktive für die städtebauliche Gestaltung und den Aufbau von Halle-West. Arbeitsmaterial 9. Plenartagung, Deutsche Bauinformation bei der Deutschen Bauakademie, Berlin 1963, S. 5.

6 Karlheinz Schlesier, Halle-Neustadt. Plan und Bau der Chemiarbeiterstadt, Berlin 1972, S. 197.

7 1965 in § 1, Absatz 1 des „Gesetzes über das einheitliche sozialistische Bildungssystem der DDR“ als allgemeines Erziehungsziel festgelegt.

8 Rolf-Jürgen Glaß, Die SED-Bezirksorganisation Halle und die Errichtung von Halle-Neustadt, Halle/S. 1985, S. 43.

niveau.⁹ Die „Chemiearbeiterstadt“ verfügte über eine nominell einhundertprozentige Abdeckung mit Krippen- und Kindergartenplätzen. Die Schulen waren im Zentrum der „Wohnkomplexe“ angeordnet und das „Bildungszentrum“ mit Erweiterter Oberschule, „Polytechnischem Kombinat“, einer Einrichtung der Universität Halle, Berufsschulen, Bibliotheken sowie Sportstätten wurde noch vor dem Stadtzentrum fertiggestellt – anders als Letzteres sogar vollständig.

Insgesamt installierte man mehr als 150 Werke bildender Kunst, darunter fanden sich Natur- und Gegenwartsbezüge, historische und utopische Motive; sportliche und geistige Betätigung spielten eine Rolle, Märchenfiguren waren genauso wie die Topoi Technik und Technologie verarbeitet worden. Die Kunst zitierte nationales kulturelles Erbe, agitierte internationalistisch und feierte dabei selbstredend die Errungenschaften des Sozialismus. Die Werke trugen klangvolle Namen wie „Lenins Worte werden wahr“, „Jugend und Tanz“ oder „Einheit der Arbeiterklasse und Gründung der DDR“. Was „schön“ und „wertvoll“ war, bestimmten dabei staatliche Kommissionen.

Ein dritter zentraler Bestandteil des Konzepts „sozialistische Stadt“ war der der sozialen Gleichheit, des „Glücklichseins für jeden“. Das formulierte Staatsziel der klassenlosen Gesellschaft machte die DDR in der Selbstwahrnehmung ihrer politischen Führung zur sozialen Übergangsgesellschaft. Objektiv bestehende soziale Unterschiede interpretierte die SED als Überbleibsel der kapitalistischen Ordnung. Die daraus resultierenden Implikationen für die Städtebau- und letztlich auch für die Wohnungspolitik der DDR liegen auf der Hand. Bestehende Stadtstrukturen begriff man als sozialen und räumlichen Ausdruck der überkommenen Verhältnisse, die es „sozialistisch umzugestalten“ galt – in Halle-Neustadt mit dem Fingerzeig auf das benachbarte Halle. Konkret kritisiert wurde die soziale Segregation der Wohnquartiere im Kapitalismus, in denen die einkommensschwachen Schichten in engen, dunklen Wohnungen unter schlechten hygienischen Bedingungen hausten. Aus dem sozialen Gleichheitspostulat ergab sich für die neuen Siedlungsstrukturen eine klare Programmatik. In Halle-Neustadt

9 Thomas Hafner, Halle-Neustadt. Die sozialistische Modellstadt einst und heute, in: Hans-Rudolf Meier (Hrsg.), Denkmale der Stadt – die Stadt als Denkmal. Probleme und Chancen für den Stadtumbau, Dresden 2006, S. 127–134, hier S. 132.

Sozialistische Kunst in Halle-Neustadt: Spielende Kinder und die „Taubengruppe“.
Der Bildhauer Rudolf Hilscher schuf die Plastik, später Bestandteil des „Taubenbrunnens“, anlässlich der Volkskammerwahlen 1967.
*Bundesarchiv,
Bild 183-1982-0430-008,
Fotograf: Thomas Lehmann.*



kam diese deutlich im Gedanken des „Wohnkomplexes“ zum Ausdruck: „Der Wohnkomplex einer Stadt im Sozialismus ist nicht durch Differenzierung nach Einkommensklassen, Berufsständen oder anderen Unterschieden gekennzeichnet. [...] Es gibt keinen sozial bedingten Vorrang für die Anlage von Wohnkomplexen oder einen aus diesem Grunde begünstigten Standort von Wohngebäuden innerhalb des Wohnkomplexes. Jeder wohnt unter gleichen Bedingungen in gleichen Wohnungen: Es wohnen der Generaldirektor im gleichen Haus wie der Anlagenfahrer aus dem großen Chemiekombinat, die Oberbürgermeisterin im gleichen Block mit dem Schaltwart aus der Wärmeversorgungszentrale und dem Städtebauer.“¹⁰

So zumindest der Anspruch. Wer in eine „sozialistische Stadt“ zog – und der Wohnraum war begehrt – hatte grundsätzlich nicht die Wahl. Wohnungen wurden zugewiesen, wobei vor allem anderen die betriebliche Zugehörigkeit und der Familienstand eine Rolle spielten. Die „Chemie-

10 Schlesier, Halle-Neustadt, S. 85.

arbeiterstadt“ sollte exklusiv den in der Industrie Arbeitenden vorbehalten sein. Mit attraktiven Neubauwohnungen und einer günstigen Versorgungssituation wollte man junge Arbeiterinnen und Arbeiter in die Stadt locken, deren Gestalt und innere Ordnung auf, nach damaligen Vorstellungen, bestmögliche und effizienteste Reproduktion angelegt war. In die technokratische Sprachpraxis der DDR übersetzt ging es darum, den „Freizeitfonds der Werktätigen“ zu erhöhen. Vergrößern ließ sich die Freizeit zwischen durch den Schichtbetrieb diktierter Produktions- und biologisch determinierter Reproduktionszeit aus stadtplanerischer Sicht nur durch die Verkürzung der Transitzeiten. Dies schlug sich sehr deutlich in der gestalterischen Ordnung der Stadt nieder. Das Verkehrskonzept war beispielsweise konsequent auf die zentral in Nord-Süd-Richtung verlaufende Schnellbahnstrecke nach Leuna beziehungsweise Buna ausgerichtet. In dem täglichen Ritual des gemeinsamen Gangs zum Schichtzug – der Halle-Neustädter Bahnhof war auf die gleichzeitige Abfahrt von mehreren Tausend Menschen angelegt – manifestierte sich der vierte zentrale Gedanke der „sozialistischen Stadt“: die Kreation einer Gemeinschaft der Arbeitenden. Die diesem Konzept inhärente Arbeitsethik schrieb der Stadt gleichsam die Funktion eines industriellen Komplementärbetriebs mit der Hauptaufgabe der Reproduktion von Arbeitskraft zu.

Repräsentationen im Alltag

Mit Blick auf die Vielzahl der Stadt von außen zugeschriebenen Ideen lässt sich festhalten: Die Bevölkerung Halle-Neustadts war ideell übertversorgt. Wie sehr aber machte sie sich diese Ideen zu eigen, in welchem Maße findet sich das Konzept der „sozialistischen Stadt“ im Alltag Halle-Neustadts repräsentiert? Die bisherige Forschungsarbeit lässt, etwa anhand von Interviews, erste Befunde zu. Es existieren mindestens zwei kontrastierende Motive der Selbsterzählung Halle-Neustadts durch ihre Einwohnerinnen und Einwohner: ein optimistisch-positives Motiv, das die sozialen Errungenschaften (Qualität der Wohnungen, kurze Wege, gute Bildungs- und Versorgungsangebote) der Stadt, ihre Egalität, Sicherheit, Ordnung sowie ihre Schönheit betont – dem gegenüber ein pessimistisch-nüchternes

Motiv, das das Leben in der Stadt als Zumutung beschreibt (Uniformität der Wohnungen und Wohnkomplexe, technische Taktung des Alltags), gekennzeichnet von fehlenden Freiräumen, Überwachung und sozialer wie sinnlicher Reizarbeit. Die Ausprägung der Motive variiert dabei abhängig von der Generation stark.

Ein aussagekräftiges Beispiel für die Lokalisierung dieser Erzählungen ist der Erinnerungsort¹¹ Gummistiefel. Aufgrund fehlender Wege- und Straßenbefestigung waren Gummistiefel ein unverzichtbares Kleidungsstück, wollte man sich zu Fuß durch die frühe „Chemiearbeiterstadt“ bewegen. Sie waren Erkennungszeichen wie Emblem des Fortschritts: Halle-Neustädter war, wer vor dem Theaterbesuch die Schuhe wechselte. Überhaupt entwickelte die Bevölkerung Halle-Neustadts Übung darin, die an sie gerichteten Erwartungen zu unterlaufen. Der vergrößerte „Freizeitfonds“ wurde nicht etwa in das Studium marxistischer Klassiker investiert, sondern vor dem Fernseher, im Kleingarten oder mit der mühevollen individuellen Gestaltung der Plattenbauwohnungen verbracht. Einschlägige stadtsoziologische Studien noch aus der Zeit vor 1990¹² weisen darauf hin, dass die Mehrzahl der Bewohnerinnen und Bewohner ihr Umfeld dabei als belastend, monoton und psychisch unterfordernd und nicht etwa, wie beabsichtigt, als zur Bildung einer „sozialistischen Gemeinschaft“ anregend empfand. Dabei sticht vor allem die zweite Generation der in Halle-Neustadt heranwachsenden Jugendlichen heraus. Teile dieser Generation führte ihre Suche nach Räumen der Toleranz und Authentizität in die Offene Arbeit der evangelischen Kirche – und damit letztlich in die offene Rebellion gegen die ihnen diktierten Lebensentwürfe.

Eine Zwischenbilanz: Das Konzept der „sozialistischen Stadt“ war in den Routinen der „Chemiearbeiterstadt“ sehr wohl repräsentiert. Die Schichtarbeit bestimmte ihren Takt, ihre Bewohnerinnen und Bewohner

11 Zum Begriff des Erinnerungsortes vgl. Martin Sabrow (Hrsg.), Erinnerungsorte in der DDR, München 2009, S. 24 f.

12 Vgl. beispielsweise Isolde Walter, Die geistig-kulturellen Interessen der Bewohner in Halle-Neustadt, in: Rudhard Stollberg (Hrsg.), Soziologie in Theorie und Praxis. Soziologische Aktivitäten an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg, Halle/S. 1968, S. 81–87; Helga Heinrich, Psychologische Untersuchung zum Rezeptionsverhalten in den Neubaugebieten Halle-Neustadt und Rostock-Evershagen, Berlin 1977.

lebten weitgehend unprivilegiert in den gleichen Häusern und Wohnungen und schickten ihre Kinder in Einrichtungen der „sozialistischen“ Erziehung. Auf der Ebene des Bewusstseins aber, so der sich verstärkende Eindruck, dominierten eher (klein)bürgerliche Ideale als die Programmatik(en) der „sozialistischen Lebensweise“.

Aus einem Land vor unserer Zeit

Eine Lesereise durch die DDR-Geschichte

Herausgegeben von

Marcus Böick
Anja Hertel
Franziska Kuschel

im Auftrag der Bundesstiftung
zur Aufarbeitung der SED-Diktatur



| METROPOL

Umschlagbild:

Zwei junge Frauen, die mit einer MZ ES 250 eine Spritztour unternehmen.

Bei Bergen auf Rügen werfen sie einen Blick auf die Karte, 3. Juli 1956.

Bundesarchiv, Bild 183-39531-0018 / Krueger.

ISBN: 978-3-86331-074-5

© 2012 Metropol Verlag

Ansbacher Straße 70

10777 Berlin

www.metropol-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten

Druck: SPPrint Consult, Berlin

Inhalt

Pr o l o g

von Marcus Böick, Anja Hertel und Franziska Kuschel 9

„Wieder-E ntdeckungen“ 13

Sabine P annen

Montag ist Parteiversammlung!
Alltag und soziale Praxis des SED-Parteilebens 15

Sandra Meenzen

Praktizierter Antifaschismus
*Der Funktionär Heinz Tittl und der Umgang der SED mit einer
NSDAP-Vergangenheit* 25

Sebasti an Lindner

Diener zweier Herren
*Strafvollzugspersonal zwischen Diensterfüllung und Konspiration
im Frauengefängnis Hoheneck* 37

Maya Böhm

„Was wird jetzt mit den Kindern?“
*Zur Lebenssituation von Kindern politisch inhaftierter Eltern
in der DDR* 47

Henning S chulze

„... Glückliche für jeden“
Überlegungen zum Ideenhaushalt der sozialistischen Stadt 57

Ines Langel	ü ddecke	
	„Fortschritt durch Saatucht“	
	<i>Wie die DDR den adligen Gutsbesitzer Ferdinand von Lochow</i>	
	<i>wiederentdeckte</i>	67
Ulrich Eisele		
	Von Mitte nach Manhattan	
	<i>Der UN-Beitritt der DDR 1973</i>	79
	„Ander e Sichten“	91
Anja Hertel		
	Ein Blitz aus heiterem Himmel	
	<i>Wie eine gemalte Landschaft bei Wolfgang Mattheuer zur</i>	
	<i>politischen Chiffre wird</i>	93
Evelyna Schmidt		
	Hat jedes Gesellschaftssystem seinen Wahnsinnigen?	
	<i>Zur Politisierung des Wahnsinns in der Prosa der DDR</i>	
	<i>und der Bundesrepublik</i>	103
Eyk Henze		
	Haushalten oder Aushalten	
	<i>Zur Ökonomie einer Lyrikreihe in der DDR</i>	113
Katrin Löffler		
	Jugend nach Plan	
	<i>Jens Bisky schaut auf Ideale, Illusionen und Irrtümer zurück</i>	123
Steffi Töpfer		
	Wer war „Aljoscha“?	
	<i>Legendenbildung um das Sowjetische Ehrenmal in Berlin-Treptow</i> ...	133

„Neu-Erkundungen“	143
Agne ta Mar ia Jilek	
„Laßt uns pflügen, laßt uns bauen“ <i>Brigadebilder und Typenporträts in der DDR-Fotografie der frühen Fünfzigerjahre</i>	145
Franzis ka Kuschel	
Von Ochsen und Eseln, Vögeln und Spinnen <i>Eine Zoologie der DDR-Medienpolitik</i>	155
Lisa S choss	
Ein „Jiddensfilm“ im Fernsehen der DDR	165
Thoma s Gr oss mann	
Blackout für Schnitzler <i>Das Ende des „Schwarzen Kanals“ im Herbst 1989</i>	177
Vanessa G anz	
Alles Diktatur, oder was? <i>Erzählungen über deutsche Zeitgeschichte in Film und Theater</i>	187
„Über Grenzen“	197
Mar ia Magdalen a Ver bur g	
Die ostdeutsche Dritte-Welt-Szene und der Westen <i>oder</i> Ein Stück deutsche Teilungsgeschichte nach 1989/90	199
Mar cus Böick	
Präsidentin, Managerin, Sekretärin <i>Geschlechterbeziehungen und -bilder bei der Treuhandanstalt</i>	207
Tom Thieme	
1989/90 reloaded? <i>Die Systemwechsel in Osteuropa und Maghreb im Vergleich</i>	219

Sebastian Richter	
Zwischen Orden und Spott	
<i>Das vereinte Deutschland und seine DDR-Bürgerrechtler</i>	231
Peter Römer	
Geteilte Geschichte, geteilte Politik	
<i>Der deutsch-polnische Streit um die Anerkennung der</i>	
<i>Oder-Neiße-Grenze 1989/90</i>	243
Angelika Siebold	
Nach der Zweiteilung Europas	
<i>Die Diskussion um Grenzöffnung und Grenzsicherung in</i>	
<i>Deutschland, Frankreich und Polen 1995 und 2007</i>	255
Susanne Schwarz	
Von der Rückkehr nach Europa zur polnischen	
EU-Ratspräsidentschaft	
<i>Einstellungen zur Europäischen Union in Polen zwischen</i>	
<i>2002 und 2011</i>	265
Tina Menke	
Damals in der DDR – heute im Wedding	
<i>Zwei Berliner Lehrerinnen über Kindheit im Osten,</i>	
<i>Migrationsgesellschaft und Unterrichtsalltag</i>	277
Epilog	
Gespräch mit Bernd Faulenbach am 8. Dezember 2011	287
Abkürzungsverzeichnis	305
Register	309
Die Autorinnen und Autoren	313